

Heinrich Pestalozzi und Anna Schulthess

Autor(en): **Mörikofer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **2 (1859)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinrich Pestalozzi

und

Anna Schultheß.

—

Von

J. C. Morikofer.



Vorbemerkung.

Frau Niederer, Pestalozzi's ehemalige Gehülfin, die bekannte Erzieherin, brachte ihre letzten Jahre in Zürich zu und fand bei einer jüngern Freundin liebevolle und aufopfernde Theilnahme und Pflege. Nach ihrem Tode übergaben ihre Verwandten den vorhandenen handschriftlichen Nachlaß als Andenken jener treuen Freundin. Unter demselben befand sich der so viel als vollständige Briefwechsel zwischen Pestalozzi und seiner Braut in den Jahren 1767 bis 1769, leider fast durchweg ohne Datum. Dieser Briefwechsel besteht von Seite Pestalozzi's aus beinahe dreihundert kleinern und größern Blättern, von Seite der Braut aus mehr als zweihundertern. — Was die Briefe Pestalozzi's betrifft, so würde man sich sehr irren, wenn man in diesen feurigen Herzensergießungen des liebenden Jünglings einen großen Gedankenreichthum, oder auch nur die Keime von Pestalozzi's spätern Ideen und Bestrebungen suchen wollte. All sein Sinnen und Denken geht in dem Glück auf, die Einzige und Unvergleichliche gefunden zu haben, und als er in der Erreichung ihres Besizes Widerstand findet, im unendlichen Schmerz über dieses unbegreifliche Schicksal und im Unmuth über die Menschen, welche seinen Werth nicht besser erkennen. Seine große spätere Lebensaufgabe ruht noch ganz unklar in unbestimmten philanthropischen Vorsätzen, welche sich gelegentlich in sentimental gefärbten Ergüssen kund thun, in der Tiefe seiner Seele. Dagegen scheint die Macht

der Liebe seine Vergangenheit, ihre Erfahrungen und Mißgriffe beinahe ausgelöscht zu haben. Der Umstände im Allgemeinen und des besonderen Ereignisses, wodurch ihm die Aussicht auf eine politische Laufbahn verschlossen wurde, gedenkt er mit keiner Sylbe. Er, der in spätern Jahren sich in Bitterkeit gegen die „gnädigen Herren von Zürich“ erging, der im „Agiß“ seinem Verlangen nach Umgestaltung in Staat und Sitten einen beredten Ausdruck geliehen, — er zeigt von all dem keine Spur: die Liebe hat jeden Stachel gebrochen und jeden unmuthigen Gedanken ausgelöscht; er gedenkt keines Gegners, keines Anstoßes der bestehenden, ihm widerstrebenden Verhältnisse. Merkwürdiger Weise ist keines der damaligen berühmten Zürcher erwähnt, nicht einmal seiner Lehrer und Ermunterer, Bodmer's und Breitinger's, nur vorübergehend Geßner's. Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Bücher sind ihm gar nicht vorhanden, oder er gedenkt ihrer mit geringschätzigem Seitenblick; nur Rousseau's Schriften sollen einst das Evangelium seines Hauses sein. Was neben der Geliebten, der Landwirthschaft und der seligen Zukunft in ländlicher Einsamkeit bei ihm allein noch Raum hat, sind seine Freunde; sie, die treuen Gehülfen und Förderer in Beruf und Liebe, sollen einst die Zeugen seines stillen, häuslichen Glückes sein. Diesen Kreis seiner Gefühle und Absichten erschöpft er in einer bald planmäßig angelegten, Rousseau nachgebildeten Beredsamkeit, bald im feurigen und gemüthvollen Ergüsse des Herzens. Als aber der Heirath des einundzwanzigjährigen Jünglings beharrlicher Verzug bereitet ward, da bemächtigte sich seiner eine Unruhe und eine Hektigkeit, deren Ungestüm in den Briefen einen ermüdenden Ausdruck gewinnt. —

Anna Schultheß dagegen bleibt sich in ihren Briefen immer gleich. Sie ist glücklich in dem Reichthum des Geistes und der Tiefe des Gemüthes ihres Geliebten, glücklich in der Aussicht auf ein eigenthümliches geistiges Leben, unbekümmert um dessen Entbehrungen.

Eine ruhige Heiterkeit, ein gemüthvoller Scherz giebt ihren Briefen eine große Anmuth. Wenn der junge Herr sich versteigt oder sentimental wird, so setzt sie ihm in liebevoller Gutherzigkeit und Verständigkeit ihre humoristischen Bedenken auseinander. Richtiger Lebensblick und eine herzensfrische Naivetät geben ihren Briefen ein angenehmeres Gepräge als dasjenige ihres stets in Spannung befindlichen Geliebten. — Wir dürfen indessen nicht wagen, unsere Leser in den unmittelbaren Austausch der Gedanken und Gefühle der Liebenden einzuführen; denn nur der geringste Theil von dem, was sich die Beiden so weitläufig zu sagen hatten, trägt den Stempel der Originalität. Allein von Werth sind die charakteristischen Züge, welche auf die Geschichte von Pestalozzi's Jugendleben ein neues Licht werfen. Von dieser Seite hoffen wir daher mit dieser kleinen Skizze den Freunden Pestalozzi's einen willkommenen Beitrag zur nähern Kenntniß seines Wesens und seines Hauses zu bieten.

Das schwarze Horn.

Das schwarze Horn ist Pestalozzi's Geburtshaus, das südliche Eckhaus an dem kleinen Plage der Stadt Zürich, welcher vom Zunfthaus zum Müden, dessen obere Räume jetzt dem Museum dienen, den Namen hat. Hier verlebte Heinrich Pestalozzi in stiller Abgeschlossenheit, welche er in seinem Schwanengesang so anmuthig beschreibt, seine Jugendjahre. Er hatte seinen früh verstorbenen Vater nicht gekannt, dagegen war er glücklich in der stillen, treuen Liebe seiner Mutter Susanna, geborne Hoß, einer Tochter des Pfarrers Hoß in Höngg. Diese Mutter tritt in Pestalozzi's spätern Aufzeichnungen auf eine auffallende Weise zurück, und doch lebte sie bis in des Sohnes weit vorgerückten Jahre hinein und starb erst im Jahre 1796. In den Briefen an die Braut dagegen wird der Mutter immer und immer wieder in liebevoller Dankbarkeit und Verehrung erwähnt, und er weiß mancherlei Züge anzuführen, welche von einer unbedingten Hingebung und Aufopferung derselben zeugen. Im Vollglück seiner Liebe scheint freilich der Sohn bisweilen der Aufmerksamkeit für seine Mutter vergessen zu haben, wenigstens ist seine Schwester einmal im Falle, ihm ihre Betrübniß darüber auszusprechen. Am Ende der sechsziger Jahre befand sich der zweite Sohn Baptist, nach dem mütterlichen Oheim, dem Chorherrn Ott, also genannt, als Kaufmannslehrling in Frankfurt a. M.

Auch von diesem kommen später Umstände vor, welche beweisen, daß ihm das Glück nicht günstig gewesen. Der jüngern Schwester Barbara, einem schüchternen, auf das Haus sich abschließenden Mädchen, (deren Abgeschlossenheit Anna Schultheß später bedenklich findet, weil sie meint, dieselbe werde auch, wie ihr Bruder Heinrich, „nicht reden lernen“), ward später ein günstigeres Loos bestimmt. Endlich erscheint als Hauptperson im Hause jenes von Pestalozzi selbst mit Ruhm bedeckte Babeli, welches der Mutter nach dem Wunsche des sterbenden Vaters treu zur Seite gestanden. Der alte und gebrechliche Großvater in Höngg nahm viele Zeit und Sorgfalt von Seite der Mutter in Anspruch, daher sie oft daselbst weilte. Das schwarze Horn war ein von der Zürcher Welt unbeachtetes Haus; dagegen sprach der Verwandte Dr. Hoß von Richtersweil öfters ein. Mit einer nahe verwandten Familie Weber in Leipzig, welche begütert war, bestand ebenfalls eine nähere Gemeinschaft. Wenn die Hoffnungen auf Hülfe, welche Pestalozzi auf diese Familie setzte, nicht in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, so eröffnete dieselbe dagegen den Weg zur glücklichen Verheirathung der Schwester nach Leipzig. Die Mutter hatte von ihrem Vater ein ordentliches Vermögen zu erwarten, wenigstens rechnet Anna später ihrer eigenen bedenklichen Mutter vor, daß ihr Geliebter einst eben so viel Vermögen bekommen werde, als sie selbst.

Unter diesen Verhältnissen war Heinrich Pestalozzi aufgewachsen, ohne je das Vaterhaus für längere Zeit

verlassen zu haben. Er war zwanzig Jahre alt geworden, ohne zu wissen, welchen Lebensberuf er ergreifen sollte. Der Theologie hatte er den Abschied gegeben, weil ihm die erste Predigt mißglückt war, noch mehr aber darum, weil er mit dem Glauben und der Lehre der Kirche gebrochen hatte. Den Weg zur Beförderung im Staatsdienste hatte er sich selbst verschlossen, weil er eine Klageschrift über die Mißbräuche der Regierung seiner Vaterstadt hatte ausgehen lassen, welche durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt worden war.

Pestalozzi's Jugendfreunde.

Während Pestalozzi von einer Befähigung für Beruf und Leben noch fern war, dagegen sich schon durch allerlei Sonderbarkeiten und Mißgriffe bemerklich gemacht hatte, übte er auf seine Altersgenossen eine Anziehungskraft aus, welche der Vorbote einer bedeutenden Zukunft war. Schon im Anfang seiner Korrespondenz mit Anna Schultheß giebt er derselben die Versicherung: „Wenn ich sterbe, so habe ich Freunde, denen ich Dich und einst meine Kinder mit heiterer Ruhe überlasse: Weiß, Schultheß, Klausen, Füssli (Kaspar), Waser, Pfenninger, Wolf, Steinfels sind noch unbekannte Namen, aber in ihnen sehe ich große Hoffnungen, und ihr Leben wird in vielen Absichten eine allgemeine Aufmerksamkeit nach sich ziehen. Diese alle sind mein, wie Füssli und Lavater mein sind, und ich

schenke sie Dir, Du innig geliebte Freundin meines Herzens — sie sollen oft bei uns sein und mit uns die angenehmen Freuden des Landlebens genießen.“ Weiß scheint der Gesinnungsgenosse Lavater's zu sein, gegen den dieser aber später wegen schwärmerischen Unfugs ein merkwürdiges und charakteristisches Gedicht richtete. Klauser wurde einer der vorzüglichsten Prediger der Stadt Zürich. Kaspar Füssli, der durch abwechselnde Schicksale bekannte Landschaftsmaler und Kunsthändler. Wolf, wohl Salomon, der Dichter, von welchem die Psalmenübersetzungen im (ältern) Neuen Zürcher Gesangbuche herrühren. Steinfels ist wahrscheinlich derjenige, welcher als Vikar in Seengen die ergreifenden Nachrichten von der Familie Hallwyl niederschrieb, und namentlich von Frau Franziska von Hallwyl, der mit Heinrich Pestalozzi und seiner Frau innig Befreundeten. Unter diesen Freunden waren die innigsten und vertrautesten Pfenninger, der bekannte Geistesverwandte Lavater's, und J. Georg Schulthess, nachheriger Pfarrer von Winterthur. Dieser „Jörli“ war der liebevollste und dienstfertigste Liebesbote des Paares, welcher brüderlich Freud' und Leid theilte. Mit Auszeichnung neben den andern Freunden nennt Pestalozzi Lavater und Füssli. Diese Beiden sind um mehrere Jahre ältere, verheirathete Männer, Beide, Jeder in seiner Stellung, bald die hervorragendsten Geister Zürichs. Auf Lavater ist schon die öffentliche Aufmerksamkeit in weiterem Kreise gerichtet; J. Heinrich Füssli, als Kunstkenner und Geschichtsforscher mit Winkelmann und Joh. Müller vertraut, gewann als

Buchhändler, Schriftsteller und Staatsmann für Zürich eine große Bedeutung. Die Art und Weise, wie diese Beiden bald für Pestalozzi einstanden, liefert den Beweis, daß dessen geistige Anlagen und Charakter bei ihnen schon früher volle Anerkennung gefunden. Allein früher als diese alle hatte J. Kaspar Bluntschli, ein junger, durch Wissenschaft und Leben gleichmäßig gebildeter Mann, sich der ganzen Seele Pestalozzi's bemächtigt, und einen für das ganze Leben dauernden Einfluß auf ihn ausgeübt. Bluntschli gab unter den freisinnigen Jünglingen des damaligen Zürich, den sogenannten Patrioten, den Ton an, und war noch Kühner in seinen philosophischen, auf den christlichen Glauben angewendeten Ansichten. Daß er denselben auch in langer Krankheit und im Tode fest und ruhig treu blieb, machte selbst einem Bodmer Mühe und veranlaßte ihn zum Versuche, durch ein Gedicht die Hoffnung des ewigen Lebens in der Seele des Sterbenden anzufachen. Die besondere Freundschaft, mit welcher Bluntschli Heinrich Pestalozzi auszeichnete, machte diesem sein Andenken und namentlich sein Todbett unvergeßlich; und sowie er den Werth des Rathes fühlte, welchen der Freund ihm gleichsam als Vermächtniß hinterlassen, daß er sich in keine großen, weitaussehenden Unternehmungen einlassen solle, so haßte auch in Folge der freigeistlichen Einwirkung Kälte und Zwiespalt in Glaubenssachen tief und unauslöschlich im Herzen Pestalozzi's, wogegen Lavater's Glaube und Leben und selbst der in den Stürmen des Lebens erprobte Glaube der Gattin nur wenig ver-

mochte. — Endlich ergiebt sich aus den Briefen, daß Pestalozzi an den damaligen ausgezeichneten Häuptern in Staat und Kirche, an Bürgermeister Heidegger und Antistes Wirz, entschiedene Gönner hatte.

Anna Schultheß.

Am gleichen Rüdenplatz, unmittelbar neben dem schwarzen Horn, liegt der „Pflug“, damals bewohnt vom Kaufmann Pfleger Schultheß, einem wohlwollenden und gutmüthigen Manne, dessen Willen am Ende aber von dem entschiedenern und härtern seiner Frau bestimmt wurde, mit vier Söhnen, Jakob und Kaspar, Heinrich und Leonhard, und einer Tochter Anna. Die Familie Schultheß zum Pflug bildete ein angesehenes, durch Verwandtschaft und Geschäftsverkehr viel besuchtes, in mancherlei auswärtigen Verbindungen stehendes Haus. Anna, das älteste der Kinder, wurde frühe für den Kleinverkehr des Geschäftes in Anspruch genommen, so daß ihr oft Tage lang keine freie Stunde blieb. Dagegen war sie so glücklich, daß die Verbindungen ihres Hauses ihr bisweilen Gelegenheit zu weitem Ausflügen verschafften, sie war in Augsburg, Lindau und Konstanz, in Basel und Chur bekannt, und bewegte sich daher in gebildeten Kreisen und größerer Gesellschaft mit Anmuth und Leichtigkeit. Theils der durch gesellschaftlichen Umgang erweiterte Kreis, theils jene von Bodmer und seinen Schülern auch unter der

Zürcher Frauenwelt angeregte geistige Strebbarkeit hatte in Anna das Verlangen erweckt, der Mühsamkeit und Einförmigkeit ihres bisherigen Geschäftskreises enthoben zu werden. Sie erfüllte zwar ihre Pflicht pünktlich und unverdrossen bis ans Ende; allein sie sehnte sich doch sehr nach Befreiung von der Fessel, welche sie an ihren „Laden“ band. Ihre Erscheinung blieb nicht unbemerkt. So weit sich aus Pestalozzi's bewundernden Lobeserhebungen schließen läßt, war Anna hoch und schlank gewachsen (die Geliebte heißt ihn oft „Mein Kleiner“), von „weißer Haut“, blühender Gesichtsfarbe und ausdrucksvoller Nase. Es hatte ihr daher bei diesen äußern und innern Eigenschaften an Bewerbern nicht gefehlt; unter andern vernehmen wir, daß sie das Herz eines jungen, wohlhabenden Landmannes gewonnen. Zu eben der Zeit, als ihr Verhältniß zu Pestalozzi lautbar wurde, näherte sich ihr in unverkennbarer Absicht ein in guten Umständen lebender Vetter, der ihr so weit werth war, daß sie um feinetwillen dem Gebrauche des Schnupftabacks entsagt hatte; und ein Geschäftsfreund ihres Vaters in Lyon erbat sich ihre Hand für seinen von ihr freilich nie gesehenen Sohn.

Allein schon hatte ein freundschaftliches Verhältniß eigener Art ihr eine entschiedene Richtung gegeben. Jener von Pestalozzi verehrte Kaspar Bluntschli*) war auch dem Hause Schulthess vertraut und daher mit Anna und ihrem Bruder Kaspar, einem Geistlichen, nahe befreundet.

*) Bluntschli war im Jahr 1742 geboren und starb als Kandidat der Theologie den 21. Mai 1767.

Daß vor sich selbst und den Freunden unverhehlte Gefühl, daß Bluntschli den Keim des Todes in sich trug, gab dem Verhältniß zur jungen Freundin eine besondere Innigkeit und Wehmuth, und er scheint bei seinem kalten und trostlosen Blick in die Zukunft auf das Wohlwollen und die Theilnahme des Mädchens einen desto größern Werth gelegt zu haben, wie sich aus einer Reihe kleiner französischer Billets an Anna schließen läßt.

Bluntschli's Todbett.

Die längst gereifte, nun siebenundzwanzigjährige Jungfrau im Pflug mochte bisher ihren wenigstens sechs Jahre jüngern Nachbar im schwarzen Horn sehr ruhig vorbeigehen gesehen haben, den zudem weder seine äußere Erscheinung noch seine geselligen Eigenschaften empfehlen konnten. Gestand doch später Anna in vollem Liebesglück: „Glaube nur, Du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie Dir nicht große schwarze Augen gegeben, die Deine Güte des Herzens, die Größe Deines Geistes, Deine ganze Zärtlichkeit beweisen.“ Zudem hatte sich Pestalozzi sowohl aus Schüchternheit wie aus Grundsatz von Mädchen ferne gehalten. Allein Bluntschli scheint voraus Anna Schultheß und Heinrich Pestalozzi des innigsten Vertrauens gewürdigt zu haben. Er sprach gegen Letztern öfters seine Hochschätzung dieser Freundin aus. Als Bluntschli dem Tode nahe war, sah Pestalozzi Anna

weinend vom sterbenden Freunde kommen. Die gemeinsame Verehrung und die Trauer um dieses theure Leben mußte den Jüngling und die Jungfrau einander näher bringen und in jenem das Verlangen und die Hoffnung erwecken, dieser wenigstens durch sein Mitgefühl einigen Ersatz zu bieten. Pestalozzi schrieb daher seine Empfindungen beim nahen Tode des Freundes nieder, und wagte es, dieses Denkmal unter den bescheidensten Entschuldigungen seiner Nachbarin zu übergeben. Die Jungfrau nahm den Ausdruck der Trauer wohlwollend, dankbar und mit Thränen auf, und freute sich der Uebereinstimmung ihrer gegenseitigen Empfindungen und Gesinnungen. Durch diese gütige Entgegnung gerieth Pestalozzi, welchem in der Mittheilung mit einem jungen Frauenzimmer eine ganz neue Welt aufging, von Freude und Glück außer sich, und bat die neue Freundin, sie möchte ihm eine Stunde schenken, um mit ihr von „Menalk“ (so hieß Bluntschli unter den Eingeweihten) zu reden, indem „diese Unterredung seinem Andenken an Menalk eine Erhabenheit leihen werde, zu der er sich sonst nicht erheben könnte.“

Die gütige Freundin bewilligt ihm diese Bitte. Die Gegenwart der Jungfrau, die Uebereinstimmung der Gefühle und Gesinnungen mit ihr, überwältigten den Jüngling dergestalt, daß er seine Ruhe verlor und nun den Muth faßte, der Freundin zu klagen, wie sein Herz in einen Zustand der Aufregung gerathen, welche „Gefahr für Leib und Seele drohe und ihm zur moralischen Pflicht

make", sich auszusprechen. Indem nun Pestalozzi vom Zustande seines Herzens Rechenschaft giebt, läßt er sich also vernehmen: „Sie wissen, wie ich mit Menalk stand, und Sie werden wohl gedenken, daß er mit mir nicht weniger von Ihnen geredet. Ich ward aufmerksam auf Sie; ich fing an, Sie ziemlich oft zu sehen, meine Hochachtung vermehrte sich täglich. Da ich die Verschiedenheit unsers Alters und andere Umstände wohl wußte, glaubte ich Sie ohne alle Gefahr sehen und anstaunen und bewundern zu dürfen; aber ich war ein Kind und kannte die Natur dieser Leidenschaft nicht. Sie wissen den Mittag, da Sie von Menalk zurück kamen: Was glauben Sie da, daß ich in Ihrem Anblick, in Ihren gebrochenen Worten, in Ihren nassen Augen, im Beben Ihrer Lippen und in Ihrer ganzen Verwirrung gelesen? — — — Ich traf Sie bald darauf auf einem Spaziergang wieder an; Sie redeten wieder von Menalk, und am gleichen Abend sah ich Sie wieder. Diese Nacht fing ich an zu seufzen. Ich hatte Menalk's Denkmal schon angefangen: jetzt beschäftigte ich mich mit einem nie gefühlten Vergnügen daran, ich empfand meine Leidenschaft, leugnete sie aber mir selber. Ich gab Ihnen mein Denkmal: ich sah Sie wieder. Die Leidenschaft hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen, und zeigte sich mir in ihrer ganzen Stärke. Ich erschrak, ich stritt, sie zu bekämpfen, aber vergeblich: ich hatte kaum Kräfte, mich gegen den nahen Verlust Menalk's zu waffnen. — — — Ich verschloß mich in mein Zimmer, und um die Ursache meiner Unruhe vor Jedermann zu ver-

bergen, sagte ich mich krank. Sie schickten mir damals Ihren liebenswürdigen, unschuldigen Brief, darin Sie mir für das Denkmal Menalk's danken. Denken Sie um Gottes Willen, Theure, zu welcher Zeit er kam. Meine Leidenschaft war Marter, ich wurde wirklich krank. Nachdem ich diesen Zustand einige Tage erduldet, fühlte ich mich verpflichtet zu reden. Ich habe drei Briefe geschrieben und sie wieder zerrissen, den vierten haben Sie empfangen. Angebetete, bin ich nicht zu offenherzig, daß ich Ihnen so frei meine Unbesonnenheiten entdecke, zu einer Zeit, da ich weder Hoffnungen noch Ausichten, nicht einmal Kenntniß Ihrer Umstände hatte?"

Anna Schultheß, überrascht über diese Erklärung, aber erfreut über die Tiefe des Gemüths und den Adel der Gesinnung, welche sich in dem jungen Freunde kund geben, sucht diesen in die Gränzen der Freundschaft zurückzuweisen, und wünscht, daß unter ihnen das gleiche Verhältniß bestehe, wie mit Bluntschli, über welchen sie sich also auszusprechen im Fall ist: „Ich habe ihm Alles zu danken. Da ich bereits auf dem Scheidewege war und vielleicht schon anfang auf Nebenwege zu wanken, mußte ich ihn kennen lernen, mußte ich seine göttliche Tugend kennen und mich nach ihm bilden. Ehe werde ich mich selbst vergessen, ehe ich Menalk vergesse. Seine Reden, die mit so viel Anmuth und Nachdruck begleitet waren, werde ich nie vergessen. Ich that keine Handlung ohne sein Vorwissen, ohne sein Untersuchen. Er war vergnügt, unschuldig, gefällig; wechselweise war er oder ich auf

Mittel bedacht, Nothleidenden beizuspringen. Er war mein Freund! aber niemals mein Liebhaber und bot mir selbst auch niemals an. — — — Da ich einst mit einem geschmackvollen Assortiment von Bändern vor ihn kam, seinen Beifall zu erhalten — „Es ist vollkommen schön, sagte er; aber so lange ihre arme Nachbarnfrau noch ein Thalerstück besser zu gebrauchen weiß, als Sie dies Bandstück, so wären Sie es Ihrer Ehre schuldig“ — Da ließ ich Band, da ließ ich Ueberflüssiges.“ Unter andern Gründen, warum Anna wünscht, daß Pestalozzi auch nur ihr Freund sei, führt sie an: „Wissen Sie wohl, Freund, ich habe noch drei Jahre, so ist mein Lenz dahin!“ Dabei kann sie freilich ihre Freude über die Offenheit, womit Pestalozzi sein ganzes Wesen vor ihr entfaltet, nicht zurückhalten: — „so viel Edles, so viel Erhabenes durchdringt meine ganze Seele.“ Sie berührt selbst seine politische Stellung: „Die Weise, wie Sie dem Vaterland Dienste leisten wollen, zeigten Sie öffentlich. Ich billige Alles dieß. Menalk und mein Bruder machten mir diese Sachen begreiflich, und ich untersuchte und machte sie mir eigen. Das hat mir noch kein Liebhaber gethan, und wer weiß, ob dieß mich in meiner Wahl nicht immer ungeschlüssig gemacht hat, weil selbe es nicht zu thun wußten.“

Die Entscheidung.

Anna Schulthess fand in Heinrich Pestalozzi einen Jüngling mit all den Eigenschaften, wie solche im Umgang mit Bluntschli das Ideal ihres Lebens geworden, und der sich mit dem ganzen Reichthum eines reinen, zum ersten Male der Liebe sich öffnenden Herzens ihr zu eigen gab. Dieser unerwartete und überraschende Fund machte sie eben so glücklich, wie ihren Geliebten. Allein unter dem Schilde der Freundschaft, deren Bestand für alle Zukunft sie sich nicht mehr nehmen lassen wollte, begann sie nun mit einer Offenheit in der Darlegung ihres Wesens und ihrer Verhältnisse, welche den Geliebten zu einem gleichen Wettstreit liebreicher Ehrlichkeit und unbedingten Vertrauens herausforderte. Jede neue innere Enthüllung war eine neue Kette geistiger Gemeinschaft, und mit steigender Freimüthigkeit waren sie sich gegenseitig immer sicherer und gewisser. Allein bei diesen Geständnissen war die Schärfe des Blicks und der unbefangenen Selbstbeobachtung, so wie die Anmuth schmuckloser und scherzhafter Darstellung überwiegend auf Seite der Jungfrau. Wie schlicht und einfältig sind ihre Bekenntnisse über ihre Empfindlichkeit, ihr heftiges und auffahrendes Wesen, ihre Vorliebe für äußeren Anstand und Zierlichkeit; und wie weiß sie dagegen, wenn er mit der Gefahr allfällig hochfahrender Entschlüsse hervortritt, denselben durch Scherz die Spitze zu brechen. Der bekannte

Brief, worin Pestalozzi seiner Geliebten seine Entschlüsse in Beziehung auf das öffentliche Leben kund thut, fehlt in der Sammlung. Dagegen geht aus den beantworteten, wörtlich angeführten Stellen in Anna's Brief hervor, daß das Original viel weniger markiert und heroisch lautete, daß namentlich der Entschluß, Alles, selbst seine Gattin, seinen patriotischen Bestrebungen zum Opfer zu bringen, aufgestützt worden zu sein scheint. Jener längst bekannte Brief war jedenfalls das nicht, wofür er ausgegeben wird, nämlich der eigentliche Werbebrief. Sondern als Pestalozzi denselben schrieb und mit einigen Kühnheiten hervortrat, hatte ihm die Geliebte schon das Beispiel gegeben, und daher wußte er, was er wagen durfte. Wie wenig Grund aber die Geliebte zu haben glaubte, über die Kühnheit seiner beabsichtigten Unternehmungen zu erstauen oder zu erschrecken, beweist der scherzhafte Ton, in welchem sie den wirklichen Brief beantwortet. Dagegen weiß sie mit feinem Blick das wirklich Gefährlichste herauszufinden, welches Pestalozzi nicht berührt hat: „Aber darf ich, schätzbarer Freund, Ihnen etwas sagen, und darf ich mir Ihre Anerbietung ein wenig zu Nutze machen, daß Sie mir nicht übel nehmen wollen, wenn ich gerade heraus rede? Warum schweigen Sie ganz von einem Fehler, der nur Ihnen eigen zu sein scheint — viele übertriebene Projekte?“ Ferner fällt ihr sein Eigensinn auf, den er jedoch nicht an sich kommen lassen will; und es ist ihr nicht recht, daß er sich nicht „angenehm“ zu machen versteht. Pestalozzi giebt darüber folgenden merkwürdigen Aufschluß:

„Es ist ein Fehler, daß ich es nicht bin. Ich bin früh, ach zu früh in eine Laufbahn hineingetreten, der ich noch nicht gewachsen war. Die Jahre meiner Jugend, die dem Vergnügen heilig zu sein schienen, sind mir im Streit mit bösen, recht bösen Menschen vorbeigegangen. Fast wäre ich erlegen. Was wäre ich, wenn Menalk nicht gelebt hätte — in den Tagen, wo die glücklichere Jugend voll munterer Unschuld jedem Vergnügen nachhängt, und Mädchen und Jünglinge sich zu gefallen nach jeder Anmuth gierig haschen: ach! da zankte ich mit grauen Kabalisten und sah kein Mädchen und war nicht munter, ich war nicht glücklich. In dieser Zeit war es nicht möglich, mich ganz zu bilden.“ Der nächste Brief lautet auch gar nicht von der Art, als wenn Pestalozzi im vorigen großartige Wahrheit und feste Lebensbestrebungen ausgesprochen hätte. Vielmehr nahm er die Gegenbemerkungen der Geliebten mit einiger Beschämung auf und schließt ganz bescheiden: „Wie kann ich die Freude ausdrücken, daß Sie sogar meine verworrenen politischen Seiten kennen und billigen.“

Wie unschuldig und allgemein, wie jugendlich sentimental damals noch Pestalozzi's Patriotismus war, vernehmen wir aus dieser weitem Stelle: „Freundin, ich freue mich, daß Sie es für wahr finden, daß die Stadt nicht der Ort zu einer Auserziehung nach unsern Absichten. Entschlossen soll meine Hütte diesem Zusammenfluß des Lasters und des Glends fern sein. In dieser einsamen Hütte soll dann das Vaterland mehr als im Getümmel der Stadt mich beschäftigen. Wenn ich einst auf dem

Land bin und einen Sohn eines Mitbürgers sehe, der eine große Seele verspricht und der kein Brot hat, so führ' ich ihn an meiner Hand und bild' ihn zum Bürger; und er arbeitet und isst Brot und Milch und ist glücklich. Und wenn der Jüngling eine edle That thut und den Haß seiner menschenfürchtenden Familie auf sich lad't, so soll er bei mir Brot finden, so lange ich habe! Ja mit Lust, Geliebte, tränke ich dann Wasser, und gäbe die Milch, die ich liebe, dem Edlen, daß er sehe, wie ich ihn schütze. Geliebte, dann würde ich Ihnen gefallen, wenn Sie mich so Wasser trinken sähen! Wirklich, Geliebte, wollen wir unsere Bedürfnisse, unsern Mitbürgern zu dienen, so viel einschränken, als Anstand und Geschmack es dulden werden. Wie vieles, Geliebte, könnte ich noch schwätzen von dem Angenehmen dieser Tage, von dem Glück künftiger Kinder, von den angenehmen Ueberraschungen meiner Freunde — aber ich schweige und sage Ihnen nur noch dieses, daß Umstände möglich, die mich in spätem Jahren ab diesem Landsitz abrufen: ich werde immer das thun, was ich als ein redlicher Bürger meinem Vaterlande schuldig bin: und, Freundin, Ihnen ist die Erfüllung einer jeden Pflicht angenehm.“

Während Pestalozzi so von der Zukunft träumte, galt es indessen die Erledigung eines sehr nahe liegenden Punktes in Betreff seines künftigen Berufes und Lebensunterhaltes. Um die Geliebte zu beruhigen, bedurfte es wenig, da ihr Herz an Pestalozzi's Eigenschaften, sie glücklich zu machen, nicht zweifelte. Allein desto mehr erfor-

derte es, ihre eigene Familie für eine Verbindung günstig zu stimmen. Denn selbst der mit Pestalozzi nahe befreundete Bruder Kaspar, als eine nähere Beziehung zu seiner Schwester unverkennbar war, bemerkte Beiden vernehmbar: „C'est encor un enfant!“ Es hielt jedoch der Schwester nicht schwer, ihren Bruder für den Freund zu gewinnen, so daß er der freundliche Mittler ihrer geheimen Zusammenkünfte und Mittheilungen wurde. Endlich wagte Anna, ihrem Freunde das Gelübde ewiger Treue im Gebet vor Gott abzulegen, welches aber die Menschen noch nicht wissen sollen, und bewilligte ihm von nun an das Du. Von Pestalozzi's Hand ist dieser Brief bezeichnet: „den 26. Augst 67.“

Das gegenseitige Verhältniß der Liebenden erhielt durch das Geheimniß, in welches sie sich hüllen mußten, einen höhern Zauber. Da ihre Liebe bei der strengen praktischen Mutter Anna's keine Gnade fand, wurden sie in ihren Zusammenkünften erfinderisch und kühn. Sie fanden sich bisweilen schon am frühesten Morgen zusammen, wenn Pestalozzi zum Großvater nach Höngg wanderte; oder der Mond begleitete sie auf der Straße nach Altstätten. Eine verwandte Frau Hess auf dem Rathhause wußte den Freunden in der Rathsstube ein ungestörtes Asyl zu öffnen, wo sie oft zusammen glücklich waren. Als Pestalozzi sich auf eine längere Abwesenheit gefaßt machen mußte, durfte er im Vertrauen auf den reinen Sinn Beider seiner Geliebten schreiben: „Noch eine Nacht, eine ganze Nacht wollen wir in Wollishofen wachen und weinen, ehe wir

scheiden. Wir wollen, wo wir müssen, unsere Wünsche der Pflicht aufopfern; aber keinen Augenblick, wo wir, ohne diese zu verletzen, uns sehen können, wollen wir versäumen." In Bollisshofen hatte nämlich die Familie Schulthess ein Landhaus und Gütchen. Jene in unschuldiger Seligkeit verlebten Stunden waren für die Geschiedenen noch lange eine tröstliche Erinnerung.

Als der Sohn endlich der längere Zeit abwesenden, ins Vaterhaus zurückkehrenden Mutter sein Glück eröffnen durfte, berichtet er der Geliebten, gerührt von der Freude der Mutter über ihre künftige Tochter: „Dies ist die größte Scene, die ich erlebt.“ Und wieder spricht er sein Entzücken aus, als er vom Fenster herab sieht, wie Mutter und Anna, aus der Kirche kommend, vor dem Hause sich gegenseitig still freudig begrüßen.

Pestalozzi's Berufswahl.

Es war ausgemacht, daß Pestalozzi seines künftigen häuslichen Glückes sich auf dem Lande freuen wolle; allein noch ganz unklar lag vor ihm, wie er sich daselbst beschäftigen und seinen Unterhalt erwerben solle. Seines eigenen Ungeschicks bewußt, wollte er auch da seine Zuflucht zu den bewährten Freunden nehmen, wobei ihm die erwünschte Gelegenheit zu Theil ward, die Geliebte zu bitten, ihr Geheimniß diesen Freunden eröffnen zu dürfen. Nachdem dies geschehen war, durfte er seiner Anna be-

richten: „Meine theuren Freunde Lavater und Füssli billigen alle meine Wünsche und freuen sich meiner Hoffnungen. Wie angenehm war der Anblick dieser sich wundernden Freunde! Wie ängstlich sie sich über die Möglichkeit, meine Absichten erringen zu können, bekümmerten. Lavater wünschet Ihnen Geduld. Als Lavater Füssli sah — Errathe, in welches Mädchen Pestalozzi verliebt ist? — Er rieth's. — So hat es auch den gegeben! Es wird noch mehrere geben von den stoischen Jünglingen! — Füssli rathet mir, keinen Augenblick zu versäumen, den Landbau zu studieren.“ Der rath- und thatkräftige Lavater wußte auch hier Auskunft und empfahl Pestalozzi an den damals berühmten Berner Landwirth Eschiffeli, Ehegerichtschreiber in Bern, welcher in Kirchberg mit gepriesenem Erfolge ein Gut bewirthschaftete.

Man kann sich denken, daß Pestalozzi den schrecklichen Tag der Trennung sich zum Voraus in mancherlei Farben und Scenen ausmalte, allein nicht ermangeln ließ, dahinter eine hoffnungreiche Zukunft in Aussicht zu stellen. Bevor Pestalozzi sein landwirthschaftliches Lehrjahr antrat, malte der liebevolle Lavater die Bildnisse der beiden Liebenden mit eigener Hand. Auf der Reise nach dem Kanton Bern hält der Getreue das Bild seiner Anna unablässig in der Hand und erregt bei der Reisegesellschaft eine laut sich kundgebende Heiterkeit.

Am Orte seiner Bestimmung angekommen, schreibt er in der Nacht: „Nun bin ich da, und habe mein Glück über alle Erwartung groß gefunden — die glücklichste

Haushaltung, die Du Dir vorstellen kannst. Tschiffeli ist der beste Vater, der große Landwirth. Ich werde den Feldbau in seiner größten Ausdehnung und in allen Arten ganz lernen; ich werde gewiß unabhängig von der ganzen Welt werden.“ Dieser erste Eindruck findet im Verfolg seines Aufenthaltes alle Bestätigung, daher Pestalozzi schreiben kann: „Tschiffeli ersetzt mir alle meine Freunde. Ich habe jetzt einen Beruf, der uns reichliche Unterhaltswege zeigen wird, Tschiffeli bereichert sich wirklich mit seinem Landbau sehr. Ich lerne ihn ganz aus dem Grund verstehen und bin der Sicherheit, mich so etablieren zu können, ganz gewiß.“

Pestalozzi verlebt also ein glückliches Jahr bei Vater Tschiffeli, macht alle Arbeiten mit, und ist stolz darauf, besuchenden Bekannten sich mit seinem sonnenverbrannten Gesichte und seinen rauhen Händen vorzustellen. Acht herrliche Tage bringt er im Emmenthal bei einem ungenannten Berner „Kleinjogg“ zu, mit dem er gleich auf „Du“ ist. Allein mitten in dieser Arbeitszeit bot sich ihm die erste Gelegenheit zur Bethätigung seiner rettenden Menschenliebe dar. Er schreibt seiner Braut: „Ich muß morgen eilend auf Biel. Lavater *) ist ein unglücklicher, verlornener Mensch. Ich habe heute eine entsetzliche Nachricht von seinem Bruder erhalten: seine Ausschweifungen bringen ihn noch zur Verzweiflung. Ich bin in der ganzen

*) Wir wissen nicht, ob dieser Lavater ein früh verstorbener Bruder des Pfarrers war.

Welt der Einzige, der etwas über seine Seele vermag. Ich bleibe, so es nöthig, ein, zwei Monate dort: Niemand soll wissen, daß ich in Biel bin, und noch weniger den Grund meines dortigen Aufenthaltes. Es ist ein großes Opfer, das ich meinem Freunde thue; aber eine Gefahr von der Art läßt uns nur nicht überlegen, ob ich nicht dahin muß.“ Allein bald wird dem Opferwilligen der Aufenthalt in Biel zum Schmerz und zur Qual, weil sein treues Bemühen vergeblich ist.

Unterdessen that sich den Liebenden ein besonderes Glück auf. Anna's Bruder Kaspar, nachmals deutscher Pfarrer in Neuenburg, hatte daselbst eine Braut, und die Schwester benutzte diese Gelegenheit, ihn dahin zu einem längern Aufenthalte zu begleiten. Pestalozzi hatte die Freude, seine Geliebte im Hause Tschiffeli zu empfangen, und war glücklich im Wohlgefallen, welches sie bei den Gliedern dieser Familie fand. So sehr sein Beruf ihn fesselte, so fand er doch Zeit, seiner Braut nach Neuenburg und nach dem Val Travers zu folgen. Anna Schultheß, gewandt im Ausdruck der französischen Sprache und in den französischen Umgangformen, hätte gar zu gerne mit ihrem geistreichen Geliebten bei den Welschen ebenfalls Ehre eingelegt. Er mußte daher versuchen, sein Licht in französischen Briefen leuchten zu lassen, und noch lieber hätte sie im Kreise ihrer Bekannten seinen französischen Ausdruck vernommen; sie wußte ihm daher das Geschick des unvergeßlichen Bluntschli zu rühmen. Aber der Arme spielte immer und immer wieder eine schlechte Figur, so

daß er endlich verdrießlich erklärte: „Nein, ich rede nicht französisch.“

Was ihm auf französischem Boden nicht gelungen, das sollte er bei seinen deutschen Freunden in Bern wieder gut machen. Anna schreibt ihm daher: „Ich will nicht, daß Du um eines armen Aufzugs willen die Anlässe versäumest, die Freunde in Bern zu sehen. Schaffe Dir ein Kleid nach Deinem Gout an. Ich dünkte, die braune Farbe das ganze Kleid gehet Dir am besten. Sorge nicht für die Bezahlung. Dieß ist eine Sache, die höchst nothwendig ist; ich erwarte keinen Abschlag.“

Inzwischen war Anna wieder nach Zürich zurückgekehrt, und Pestalozzi's Lehrjahr neigte sich zum Ende. Die Familie Schulthess aber beharrte in ihren Bedenken und in ihrem Unglauben an guten Fortkommen des angehenden Landwirths. Dieser jedoch schwamm im Glück über die Aussichten der Zukunft. Es galt daher die Aufgabe, nicht nur die das Beste hoffende Geliebte, sondern auch ihre Eltern vom Gelingen seiner Unternehmung und seines künftigen Berufes zu überzeugen. In einem ostensiblen Briefe legt er nun weitläufig und anschaulich, alle Umstände erwägend, mit der Beredsamkeit treuer Liebe, seinen Plan auseinander.

Die landwirthschaftlichen Pläne.

Wir theilen den merkwürdigen Brief vollständig mit, zunächst als Bild der sonderbaren, innerlich ausgeflügelten Ansichten Pestalozzi's über die Landwirthschaft, sodann als Muster seiner beschreibenden Darstellung, und endlich als erstes Beispiel jener Reihe verhängnißvoller Täuschungen, in Folge welcher er die Ausgeburt seiner Gedanken nie in fruchtbare Verbindung mit den bestehenden Verhältnissen zu bringen verstand. *)

„Unschätzbare Freundin! Es ist sehr natürlich, daß die allgemeinen Ausdrücke, mit denen ich in meinem letzten Brief von der Sicherheit meines Berufs geredet, nicht genugsam sind, Sie wegen der ganzen Zukunft zu beruhigen. Ich kenne den Grad der Sorgfalt, der in einer Sache von dieser Art erfordert wird, und gewiß ist niemand, der mehr wünscht, nicht unvorsichtig zu handeln, als ich. Mein, Freundin, meine Leidenschaft führt mich nicht dahin, Ihnen und mich Gefahren, deren Folgen auch auf das moralische Leben ich erkenne, bloßzugeben. Ich weiß, daß die Bestreitung meiner Haushaltung für mich unfehlbar sicher sein muß, wenn ich Sie um Ihre Hand bitten darf, wenn Sie glücklich sein sollen; und gewiß, Freundin, würde ich meine Wünsche lieber in meinem

*) In diesem Briefe wie in allen übrigen gebrauchen wir die gewöhnliche Orthographie. Denn die bekannte Orthographie Pestalozzi's war durchaus keine absichtliche Eigenthümlichkeit, sondern bloße Nachlässigkeit. Dagegen ändern wir nichts am Styl.

Herzen unterdrücken, als Ihre Hand, wenn Sie selbige mir auch anbieten würden, annehmen, wenn ich voraussehen würde, daß unsere Verbindung Sie Sorgen und Kummer von dieser Art bloßstellen würde. — Ich will Ihnen zeigen, daß dieses nicht ist; ich will in den ganzen Detail meiner künftigen Einrichtungen eingehen, und Ihnen die Sicherheit eines Etablissements von der Art so deutlich zeigen, als ich es selbst denke: c'est une affaire de calcul, und Sie können rechnen, untersuchen Sie Alles.“

„Meine ganze Kultur wird sich auf Garance- und Gartenzucht einschränken. Von dem Abtrag der Grappkultur habe ich jetzt nicht nöthig zu reden. Der Mann, dem ich das ganze Glück der äußern Umstände meines zukünftigen Lebens danke, mein Lehrer und Vater Tschiffeli hat vor einigen Tagen einen Brief an Dr. Sulzer über den Abtrag dieser Kultur geschrieben, welchen ich Ihnen in Abschrift sende. *) Sie sehen daraus, daß Tschiffeli künftiges Jahr 1000 Centner auf 15 Fuchart auszumachen gedenkt. Sie kennen den Werth der Wurzel und sehen die ganze Größe der Einträglichkeit dieser Kultur, die nichts als Erfahrung glaubwürdig macht. 16 Monate muß sie wachsen, ehe sie in unserm Land reif ist, sie kann aber übers Jahr bis 40 Monate ohne Gefahr im Boden bleiben. Sie wissen bestimmt, wie groß die Bearbeitungskosten, die bei uns nicht größer, als in Kirchberg; Alles das sagt Ihnen Tschiffeli: ich thue nichts hinzu, als dieses,

*) Auch dieser Brief an eine unbetheiligte dritte Person sollte ein Treffer zu Gunsten Pestalozzi's an die Familie Schulthess sein.

das Zürichgebiet ist weit besser zu dieser Pflanzung als die Gegend um Kirchberg; die Pflanze fordert ein warmes Klima, die beste wächst in Cypern, und diese Gegend um Kirchberg ist noch weit winterichter als die Gegenden am Zürichsee und an der Limmat, wo ich aus Gründen, die ich Ihnen sagen werde, wohnen muß.“

„Ich werde meine Grappkultur im Anfang auf etwa 15 Tuchart Land, die ich schlecht kaufe und in einem Jahr in Stand stelle, einschränken. Rechnen Sie jetzt den Ankauf von etwa 20 Tuchart vernachlässigten Landes, darin ich im Anfang des dritten Jahres einer völligen Grappernte sicher bin, und sagen Sie nun, ob nicht die erste Ernte den Besitzer erhalten und das gekaufte Land bezahlen werde. Nach der ersten Ernte folgt dann die zweite in 16 Monaten und so forthin. Die erste Ernte ist, wo man guten, vorbereiteten Boden kauft, auch im Anfang des zweiten Jahres; wo man aber vernachlässigtes Land kauft, muß man selbiges zuerst mit minder kostbaren Produkten zur Grappkultur vorbereiten. Ich muß also, da ich den Abtrag des Grapps zwei Jahre abwarten muß, diese zwei Jahre auf andern Produkten meinen Unterhalt suchen.“

„Den größten Produkt, den man im ersten Jahr ab einem Gut erhalten kann, ist das Jardinage. Dieses giebt seinen Abtrag gerade in dem Jahr, darin man selbiges pflanzt, und wo man Bau aus der Stadt per Schiff haben kann, ist jeder Boden bald in Ordnung gebracht. Sie wissen, wie man das Jardinage in Zürich bezahlt.“

Aller der Theure desselben ungeachtet, ist die Kultur davon noch völlig schlecht: man pflanzt nur die gemeinsten Kohlarten, und von diesen weiß man nicht einmal die Arten, so am meisten abtragen. Ich pflanze etliche Suchart Land. Sehen Sie, ich pflanze nur von dem gemeinen Kohl 30,000 Stück. Sehen Sie das Stück à 1½ Schilling und rechnen Sie, was dieß für ein Abtrag im Großen sein müsse. Sehen Sie dann noch dazu, daß ich durch eine geschickte Besorgung, durch den neuerfundenen kleinen Gartenpflug Tschiffelis und durch den Gebrauch der besten, in Zürich noch unbekanntten Saamenarten, durch den Aufkauf in Zürich noch ganz unbekannter und folglich sehr wohlfeiler Düngungsarten — diese Pflanzen ganz gewiß zu einer außerordentlichen Größe bringen werde. Rechnen Sie, wenn ich jedes Stück Kohl nur 6 oder 3 Heller höher bringe, als man sie sonst kauft, was dieß in so viel tausend für einen Unterschied auf einen jährlichen Abtrag machen müsse. Das ist noch nicht Alles. Berechnen Sie den Abtrag der feinern Gartengewächse, die in Zürich noch Niemand versteht: ich pflanze eben so im Großen Artischocken, Kardiviol, Spargel, Brocoli u. s. w. Sehen Sie z. B. nur eine Suchart Kardiviol. Die Suchart enthält 30,000 Quadrat=Schuhe. Die Pflanze fordert 4 D.=Sch. zum völligen Wachsthum. Ich pflanze also gegen 8000 Stück auf eine Suchart. Sehen Sie, sie tragen nur gemeine Blumen (da ich doch wegen meiner Einrichtung sicher bin, daß sie ganz außerordentlich groß werden); aber sehen Sie nur gemeine und berechnen Sie den Abtrag,

da deren Besorgung mit aller Sorgfalt und mit allem Bau, so ich darauf kaufen werde, mich nicht über 40 Kronen kommen wird. Von der Spargelkultur, die äußerst abträglich, weiß man in Zürich auch noch nicht viel, und dennoch wird alljahr für viel 100 fl. gekauft, das auf etlichen Mistbeeten von sehr kleiner Etendue kann erzwingen werden. Setzen Sie in der Berechnung des Abtrags des Lands den Werth der feinem und der gemeinen Kohlarten nur so wie es am wohlfeilsten, damit wir die Rechnung in keiner Art nur in den Tag hinein machen. Ich aber verkaufe selbiges nicht zu einer solchen Zeit: ich habe hier die Manier, sowohl das gemeine als das kostbare Jardinage den Winter über in Gruben auf das Frühjahr aufzubehalten, gelernt: Sie wissen selbst, daß es sich dann mit doppeltem Abtrag verkauft. Ich habe hier den Vortheil, einen Gärtner, der dieß alles in Deutschland practicirt, bei mir zu haben, von dem ich viel Nutzen ziehe.“

„Auf diese zwei Kulturen schränke ich mich ganz ein: ich will keine Wiesen, keine Mecker, keine Heben, wenig Vieh, nichts als eine Grappplantage und die Gartenkultur. Ich habe mich hier noch nicht genug ausgedehnt. Diese Abandonnirung der Wiesen und des Viehs ist einer der größten Vortheile der Einrichtung meiner Oekonomie. Zuerst erspare ich dadurch ein Kapital, das den Werth des ganzen Guts, das ich kaufe, übersteigt. Wieswachs ist entseßlich theuer; und ein Gut ohne Wiesen ist mehr als halb wohlfeiler. Zweitens riskiere ich nichts beim Kauf des Viehs, das sehr kostbar. Drittens brauche ich kein

Heu und kein Stroh, das jährlich eine entsetzliche Depense. Anstatt alles dieses kaufe ich nur Mist, der in der Stadt sehr wohlfeil, und mich, wenn ich Vieh hätte, viel theurer anliegen würde. Zudem sind Hornspäne, Leder, die Schuster und Sattler unbrauchbaren kleinen Lederriemli, wollene Lumpen in Zürich ganz unbekannte Düngungsarten. Der Mangel des Viehs ist bei Garance- und Garten-Kultur gar kein Schaden: da das Land am besten durch Menschen zu diesen Produkten bearbeitet wird. Alles Vieh, so nothwendig, sind etliche kleine Steinesel zu dem kleinen Pflug; und die Bearbeitung eines kleinen Guts von der Art ist nicht kostbarer als die Umarbeitung desselben mit Zugvieh. Das sagt Tschiffeli, der Erfahrung davon hat. Den Bau, den ich in ziemlichem Maß brauchen werde, bekomme ich am wohlfeilsten aus der Stadt. Aus diesem Grund muß meine Wohnung an der Limmat oder an dem See sein. Dieß ist auch nothwendig, damit man das Jardinage leicht nach der Stadt führen könne, und wegen der Ausfuhr des Grappaß nach Basel ic."

„Das ist der Plan meiner Einrichtung, den ich Tschiffeli danke. Ich will Sie jetzt noch, theure Freundin, über die Möglichkeit der Ausführung desselben beruhigen. Das Land, so ich im Anfang brauche, ist etwas über 20 Juchart. Ich will vernachlässigtes Land kaufen, dieses ist an der Limmat sehr wohlfeil. Ein größeres Gut kaufe ich nur in dem Fall, wo ich sicher bin, das mir Ueberflüssige mit merklichem Vortheil wieder loszukommen. Man kann oft solche Güter kaufen, daß

die besondern Stücke, die man davon wieder verkauft, den Werth des Ganzen bezahlen. Das ist aber ein bloßer Gedanke, und ein Zufall, auf den man nicht zählen kann; und ich werde in keinem Fall einen Kauf, den man Wagstück heißt, versuchen. Ich will viel lieber, wenn ich ein kleines vernachlässigtes Gütchen bekommen kann. Der dritte sicherste Weg vor Allem ist dieser: ein Haus mit etwa 20 Suchart Land für 20 und mehr Jahr in Zins zu nehmen; aber dieses hat in andern Absichten seine Schwierigkeiten. Die Umstände, die sich von selbst zeigen, und auf die ich jetzt achten muß, bestimmen allein, welches in einem besondern Fall das Beste: ich werde immer mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit handeln.“

„In Absicht auf die Summe, ein solches Gütchen zu kaufen, darf ich auf einige meiner Verwandten mit Sicherheit zählen. Weber von Leipzig (**diesß sage ich aber Ihnen allein**) wird mir gewiß an die Hand gehen. Darauf können Sie zählen, daß ich in keinem Fall Ihren Eltern beschwerlich fallen würde: ich bin meiner Unternehmung in allweg so sicher, daß ich des kleinen Vorschusses, den ich nöthig habe, mich ein paar Jahre zu soutenieren, immer gewiß bin. Ich habe Eltern, ich habe Verwandte, ich habe Freunde, die aus dem Detail meiner Unternehmung leicht sehen werden, daß ich mich leicht durch mich selbst erschwingen werde und daß es nur um eine kleine Hülfe von ein paar Jahren zu thun ist.“

„Diesß sind meine Haupt-Vues, die ich nach und nach ins Größere ausdehnen werde und auf die ich mich ganz

borniere. Einige kleine Spekulationen ausgenommen, die nicht gar große Besorgung brauchen und keinen Risiken haben. Eine Spekulation von der Art ist z. B. in einem guten Jahr Obst kaufen und selbiges den Winter über konservieren. Tschiffeli hat hiermit verschiedene Proben gemacht, er kennt die Art, selbiges zu erhalten, vortrefflich: ich jetzt auch. Es ist gewiß, daß man aus Obst, so man in einem wohlfeilen Jahrgang à 100 fl. im Herbst gekauft, im Maien darauf, aus dem, was noch übrig, wenn man die Kunst, es zu erhalten, versteht, weit über 200 fl. einnehmen würde. Dergleichen Arten Commerce hat es auf dem Land, wo fast Niemand den Verstand und die Kunst hat, zu spekulieren, verschiedene. Auch die Ausfuhr von gedörretem Obst und Kirchwasser nach Italien und etwa nach Holland ist ein Punkt, der oft wichtig ist. Das sind aber Sachen, die nicht auf den Hauptplan meiner Einrichtung hineingehören."

„Sie sehen, Freundin, daß meine ganze Seele in meinem Beruf eingehüllt ist. Es ist den ganzen Tag mein einziger Gedanke, meine einzige Beschäftigung, mich ganz zu dem Beruf, den ich gewählt, tüchtig zu machen. Freundin, ist er nicht voll von großen, fernen Aussichten? und die Gegenwart selbst hat schon alle Reize der Zukunft. Ich bin glücklich, in der Zukunft, wie jetzt: ich danke Gott und meinem Lehrer Tschiffeli. Ich habe Ihnen nun den Plan meines Lebens, den ich so oft mit diesem erhabenen Landwirth überlegt, vorgelegt. Finden Sie, daß ich richtig

urtheile, wenn ich sage, da ich alle meine Kräfte und allen meinen Verstand mit ganzem Eifer auf die sorgfältige Ausübung dieser zwei einfachen Landkulturen wenden werde, glaube ich gewiß zu sein, darin genügsamen Unterhalt für eine Familie, die mäßig auf dem Lande, meistens von dem, was sie selbst pflanzen wird, leben wird, zu finden? Ich und mein Lehrer glauben mehr in diesem Plan zu finden; wir glauben, daß die Simplicität des Plans die Richtigkeit des Urtheils augenscheinlich mache, daß ich nämlich durch die Ausführung desselben nicht nur Unterhalt, sondern Aussichten, meine Familie durch mich selbst in glückliche Umstände zu setzen, gefunden habe. Die Ausdehnung der Gartenkultur sowohl als des Grappcommerce sind in Zürich dormalen infallible Handlungspeculationen. Wie angenehm ist es nun, meine Freundin, auf Ihren Befehl Ihnen die glücklichen Aussichten meines Lebens zu zeigen; wie eilte ich, zu schreiben, wenn ich nur in diesem Eilen auch Alles gesagt habe, was Sie meines Glücks in Absicht auf die ganze Zukunft sicher stellen kann. Urtheilen Sie jetzt, Freundin, mit aller Sorgfalt, ob Sie meine Erklärung über diese Sache richtig und heiter finden. Ich weiß, Sie finden, daß die Einsicht und Erfahrung des großen Landwirths Eschiffeli mich in diesem ganzen Plan geleitet. Möchte er Ihnen ganz gefallen, möchten Sie, möchten Ihre geehrtesten Eltern durch denselben ganz beruhigt sein: wie glücklich wäre ich dann. Antworten Sie mir einmal

balb: das weiß ich gewiß, daß Sie sorgfältige Untersuchung und ernsthafte Ueberlegung in diesem Brief nicht verkennen werden: ich weiß, daß Sie finden werden und daß Sie schon wissen, daß ich nicht kindisch genug bin, zu glauben, daß die Liebe den Menschen zu essen gebe. Nein, ich weiß die Pflichten des Hausvaters: ich weiß die Pflichten des Jünglings, der eine Tochter um ihre Hand ansieht; und Sie wissen, daß ich mein Herz, wo es um die Erfüllung einer Pflicht zu thun ist, nicht gewohnt bin einzuschläfern. Nein, wenn mein Kalkül unrichtig, wenn ich finden würde, daß ich nicht im Stande wäre, meine Umstände in Ordnung zu bringen, so ist mein Herz gewiß groß genug, eine Leidenschaft zu bekämpfen, um nicht eine Tochter, die ich liebe und hochachte, unglücklich zu machen. Aber er ist richtig, und ich danke Gott, der mir Tschiffeli gezeigt und mir einen Beruf gezeigt, der das Glück meiner Familie machen wird.“

„Ich werde dem Befehl Ihrer geehrtesten Eltern, Ihnen noch nicht zu schreiben, mit allem Gehorsam nachkommen*): ich traure ob diesem Befehl, meine liebe Freundin, von Herzen. Ich weiß wohl, ich bin nicht im Stande, Ihnen im Anfang gewisse Vortheile zu versprechen, die Sie in andern Verbindungen vielleicht haben könnten: aber dennoch sollte Ihnen wohl bei mir sein: wenn schon nicht Reichthum, sollten Sie doch viele, viele Annehmlichkeiten bei mir haben: und gewiß, gewiß würden Ihre Eltern Sie auch glücklich finden, und auch mich lieben.

*) Der Briefwechsel war längst im vollsten Gang.

Danken Sie Ihnen tausendmal für die Erlaubniß, uns unter einander zu schreiben. Sie sind gütig — ich bin zufrieden und erwarte die Erlaubniß, mich an Sie zu wenden, mit aller Geduld. Empfehlen Sie mich Ihnen, liebe Freundin, und Ihrem ganzen Hause. Ich verharre mit aller Hochachtung

ganz Ihr

Pestalouz."

Pestalozzi's Landgut.

Pestalozzi kehrte im Sommer 1768 nach Zürich zurück, voll glühenden Verlangens, nun seine Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Allein sein Glück leidet eine tiefe Störung, daß die Eltern der Anna Schultheß seinen glänzenden landwirthschaftlichen Aussichten nach wie vor keinen Glauben schenken, von seinen Bewerbungen nichts wissen und ihm den freien Zutritt zu der Geliebten nicht gestatten wollen. Mit doppelter Theilnahme nehmen sich indessen die Freunde des Gekränkten an und verschaffen ihm durch ihre Empfehlung Aussicht auf die pachtweise Uebernahme eines der schönen Güter des Johanniter-Ordens, Bubikon oder Heitersheim. Allein Pestalozzi hofft, daß diese Pläne nicht gerathen, weil er sich auf keinen weitschichtigen Betrieb einlassen will, wobei er bemerkt: „Die Pfaffen werden vor der Ernennung Geschenke fordern, welche ich dann gewiß abschlage.“

Unterdessen hat sich die Gelegenheit gezeigt, im schönen Aargau, in der Nähe von Habsburg und Königsfelden, ein wohlfeiles Gut zu kaufen. Freudigen Muthes ruft daher Pestalozzi aus: „Mich soll kein filziger Orden beherrschen. Nein, diese Woche noch eile ich nach Gebistorf. Da such' ich mir eine Wohnung: in ihrer Nähe fließen sanft murmelnde Flüsse vorbei.“ Das Birrfeld ist eine weite Ebene, damals unbebaute Schafweide: bescheidener und wohlfeiler hätte sich der junge Landwirth nicht niederlassen können. Gleichwohl nimmt er keinen Anstand, an den Vater der Geliebten zu schreiben: „Ich kann Ihnen mit Ueberzeugung meines Gewissens die vergnügtesten Nachrichten von den schönsten Aussichten für meinen Beruf geben. Ich habe 15 Tuchart von gutem Land um 230 fl. gekauft. Sie können hieraus den außerordentlich niedern Werth des Landes und die Leichtigkeit, mit meiner Entreprise zu reußiren, richtig beurtheilen; auch kommt mir der Taglohn nicht über 5 Bazen. Auch dürfen Sie versichert sein, daß Wohnung und alle Einrichtungen sehr anständig, und daß gewiß meine Freundin in keiner Absicht in unangenehme Situationen kommen wird.“ Etwas kleinlaut schrieb er dagegen an Anna: „Ich habe für 40 fl. Haus, Scheune, Stall und Garten gemiethet.“

Er befördert nun seinen Einzug in die neue Heimath. Seine wenigen Habseligkeiten wurden die Limmat hinab und die Reuß hinauf geschifft und nach Mühligen gebracht, — so heißt sein Wohnort. Nun eröffnet sich ein anmuthiger Verkehr, indem Pestalozzi den Rath und die

Hülfe seiner Braut für seine kleinen häuslichen Einrichtungen in Anspruch nimmt, und nicht ermangelt, ihr Vorhänge, Betttücher und selbst einen schönen Spiegel in Aussicht zu stellen. Anna sendet ihm unter der Hand auch allerlei kleine Beiträge zu; und zugleich kann Pestalozzi von den liebevollen Anstrengungen seiner Mutter sprechen: — „Wenn Du ihre Einschränkung siehst und ihre Großmuth und Alles, was sie für uns von Höngg leidet“ —. Als jedoch der Einfache und Genügsame allmählig auf seinem Glütchen eingehaust ist, so werden die Farben, in welchen er sein Besitzthum ansieht, immer heller, so daß er folgende zufriedene Beschreibung macht:

„Der Ort meines Aufenthaltes hat gewiß viele Reize. Meine Zimmer alle sind neu, Wände und Dielen geipft: angenehm, zu meinen jetzigen Umständen genugsam. Die Lage geht von der Straße ab, einsam, still. Wir haben in drei Zimmern abwechselnd Abends und Mittags Sonne; alle Morgen ein Gewirre von den schönsten Singvögeln, gerade vor unsern Zimmern. Wasser so reines, daß man behauptet, in zehn Stunden von hier kein so reines zu finden; die gesundeste Luft, die man haben kann. Wir liegen an dem Fuß eines Hügels, etwa von der Höhe des Lindenhofs. Wenn man auf dieser Höhe, so hat man ein ebenes Feld im Aug', dessen Größe sechs Stunden in sich faßt. Waldung, Spaziergänge, Alles sehr angenehm in der Nähe; die Reuß, die zum Transport der Garance außerordentlich wichtig, hart an unserm Dorf; und ein angenehmer Garten an unserm Haus; schattichte

Bäume selbst in unserm Hof; Vieh, Hühner, Enten, Alles in Menge, aber nicht unser. Das ist das Angenehme. Aber noch wichtiger ist die vortheilhafte Lage der Sachen für meine Entreprise, die Leichtigkeit, Wieswachs anzulegen, und die Wohlfeile des besten Bodens, Garance anzupflanzen. Das ganze Dorf, ja die ganze Gegend um mich her ist außerordentlich arm, folglich der Taglohn äußerst nieder. Ich habe in allen Absichten einen großen Vorsprung vor Tschiffeli. Von meinen Nachbarn genieße ich alle mögliche Freundschaft, und meine Sorgen, die ich die ersten Tage meiner Ankunft hatte, sind völlig verschwunden. Es war nur Widerwille gegen einige Vorgesetzte, die meine Parthei nahmen, und nicht gegen mich, daß sie im Anfang mich nicht annehmen wollten. Zwei Tage darnach waren Alle einhellig zufrieden, und ich mußte ihnen für ihre Zufriedenheit einen Trunk bezahlen.“

Die nackte Sachlage dieser Verhältnisse war nicht geeignet, Anna's Mutter zu beruhigen; sie fuhr daher in ihrer mütterlichen Besorgniß scharf in die poetischen Vertröstungen hinein, indem sie die Tochter immer wieder erinnerte: „Du giebst keine Bäuerin, bist an Bequemlichkeiten gewöhnt.“ Allein gegen den zu dürftigen Geschäftsbetrieb wußten auch da wieder die einflußreichen Freunde Rath. Johannes Schultheß, der Verehrer Rousseau's, welchen einst Bodmer unter des St. Gallers Wegelin Geleit an den Genfer Philosophen empfohlen und gleichsam abgeordnet hatte, gewann seinen Vater für den geistreichen

Schüler Rousseau's, welcher seine landwirthschaftlichen Pläne mit der Beredsamkeit des Meisters darzulegen verstand. Das Bankier-Haus Schultheß zum rothen Thurm ging mit Pestalozzi eine Association ein, vermöge welcher dasselbe sich zu einem Einsatze bis auf 15,000 fl. verpflichtete. Allein auch diese unerwartete Beihülfe vermehrte das Zutrauen nicht, da selbst die Braut aus den Vertragsbestimmungen herausrechnen zu können meinte, daß auf den jungen Landwirth nur große Verantwortung und Verpflichtung, aber kein Gewinn falle. Und Pestalozzi selbst mußte gestehen, daß für den Anfang des Haushaltes kaum mehr als ein Jahresüberschuß von etwa 150 fl. in Aussicht stehe. So änderte diese Association in Anna's Familie wieder nichts zu Gunsten der Liebenden.

Pestalozzi aber ertrug seine Einsamkeit in Mühligen immer schwerer und ungeduldiger. Zwar auch hier leistete ihm seine Mutter liebevolle Hülfe und besorgte die Hauseinrichtung. Allein die Hülfsbedürftigkeit des Großvaters in Höngg zog sie immer wieder dort hin. Das alte Babeli, die Magd des Elternhauses, scheint nicht mehr im Fall gewesen zu sein, in die neue Wirthschaft einzugreifen; denn es bleibt in Zürich. Alle aber vereinigten sich in dankbarer Liebe für diese treue Gehülfin des Hauses. Indem die Mutter Babelis rühmend bei Anna gedenkt, fügt sie hinzu: „— Es ist schon 21 Jahre bei mir. Sie können denken, daß es ehrlich sein muß; in der Zeit lernt man einander schon kennen.“ Anna verspricht über diese Getreue an den Geliebten: „Auch das ehrliche Babeli

will ich nicht als Magd, sondern als Freundin ansehen: Deine Empfehlung ist mächtig genug. Unser Beider Haupt Sorge soll sein, dieser würdigen Person ein ruhiges Alter zu verschaffen." Und ein ander Mal: „Ich sprach da über eine Stunde mit Babeli. Es ist erstaunend, wie sehr diese Person sorgfältig auf Alles ist und mit Verstand regiert! Wir machten einen Besuch zu Großpapa aus.“ — Hinwieder ist Anna nach sorgfältiger Auswahl so glücklich, für ihren Geliebten eine Magd zu finden, welche sogleich mit Verstand die Arbeit begann, in der Noth die beste Stütze des Hauses war und bis in späte Jahre unverdrossen aushielt: daher Pestalozzi auch dieser im Schwanengesang ein rührendes Zeugniß der Dankbarkeit niedergelegt hat. Indem Anna die Magd ihrem Freunde empfiehlt, zeichnet sie dieselbe also: „Sie scheint mir bescheiden, verständig, stark, und verspricht allen Fleiß. Sie ist 22 Jahr alt und trägt meinen Ehrentamen. Sie war Braut.“ Leider wählte Pestalozzi seine männlichen Arbeitsgehülfen nicht mit dieser Besonnenheit und Einsicht. Diese Magd aber begann einen Nebenverdienst in den knappen Haushalt zu bringen, indem sie das Baumwollenspinnen in Angriff nahm, welches Pestalozzi bald auf die armen Leute seiner Umgebung ausdehnte. Dieses Geschäft wurde nun wirklich von der Familie der Braut mit Theilnahme unterstützt: sie lieferte dem sich versuchenden Gewerbsmann einen Theil der zu verarbeitenden Baumwolle, und es handelte sich um die Geschäftsverbindung mit einem der Brüder Schulthess. Mit Freude und Hoffnung

betrieb Pestalozzi diesen neuen Geschäftszweig, freilich ohne Ahnung der Uebelstände seiner Unerfahrenheit und seines Ungeschicks. Diese eifrige Thätigkeit gab jedoch den unfundigen Freunden die besten Aussichten, so daß Georg Schultheß von seinen öftern Besuchen in Mühlingen der Braut erfreuliche Berichte brachte, und Pfenninger sagen durfte, sie komme in ein wahres „Paradies“.

Alle diese Beruhigungen verscheuchten die Sorgen Anna's, und es öffnete sich ihr heiteres Gemüth dem Verlangen, daß es ihrem künftigen Haushalte an geschmackvoller Einrichtung und anständiger Zierlichkeit nicht fehlen möchte. Sie schreibt daher u. a. an ihren Geliebten: „Ich habe auch noch gehört, mein lieber Herr Pestaluz! Sie seien immer so traurig und unordentlich im Auspuß. Es gehet doch in einer Mühe zu, ordentlich und sauber zu gehen, und der Herr versprach mir solches so oft, und der Herr hat doch auch Gout.“ Allein der Gute ist darüber keineswegs ungehalten, er anerkennt vielmehr Anna's bessere Eigenschaft und ihren Geschmack, und freut sich ihrer geselligen Gaben mit der Ermunterung: „Ja, mein Kind, bilde Dir nur etwas auf Dein Zulebenwissen ein. Im Ernst, die Lebensart wird einst unsere Familie auch in den Augen der von dem Anstand verblendeten Menschen respektabel machen.“ Um in dieser Beziehung seiner Geliebten und dem künftigen Ansehen seines Hauses ein Genüge zu thun, sah er sich bei den angesehenen Familien seiner Nachbarschaft um und fand u. a. wohlwollenden Empfang bei Herrn von Efferer auf Wildeggen und beim

Hofmeister in Königsfelden, welcher sich des jungen Zürchers besonders annahm, und u. a. einen Bauer, welcher Pestalozzi grob begegnet war, zur Abbitte nöthigte.

Nachdem der junge Landwirth und Geschäftsmann sich nun festgesetzt, hatte er die Freude, seine Braut einige Tage in der Nähe zu haben, indem dieselbe Bekannte in Brugg besuchte. Allein auf Mühligen wagte sie sich nicht: sie fürchtete gewissermaßen einen Besuch daselbst, bevor sie entschieden an diese Heimat gebunden wäre. Auch Pestalozzi selbst wünschte ihren Besuch nicht, weil ihn nach demselben sein Alleinsein um so tiefer geschmerzt hätte. Denn ein längeres Zuwarten war ihm unerträglich, und ein weiteres Zweifeln an seinen Erfolgen nahm er als Unge-
rechtigkeit und Beleidigung auf. Er verlangte daher immer entschiedener und ungestümer, daß Anna mit dem Elternhause breche und zu ihm komme.

Die Hochzeit.

Um den langen Widerstand der Eltern zu brechen, nahmen Lavater und Füßli sich des Leidenden mit aller Entschiedenheit an; Dr. Hoß und selbst Bürgermeister Heidegger machten die letzten Versuche bei den Eltern. Die Einwilligung war von der Mutter nicht zu erhalten. Nun entschließt sich endlich die Tochter mit schwerem Herzen zum entscheidenden Schritte, welchem sich die Eltern mit Gewalt nicht widersetzen wollen. Sie setzte für den

Bräutigam den Brief auf, welchen er zur Auswirkung ihrer Entlassung aus dem Elternhause schreiben soll, mit beigefügter Bitte um ihre Kleider und einigen Hausrath. In Beziehung auf die Hochzeit wünscht sie in Demuth folgende Anordnungen: „Die Kirche soll Gebistorf sein; dies schießt sich am Besten. Rede noch mit Pfarrer daselbst; und dann gingen wir gerade in unsere liebe Heimath zum Mittag-Essen, und morgen darauf reiseten unsere Gäste wieder ab, deren nebst unserm Jörgli noch einer meiner Brüder vielleicht sein werden.“ Die Hochzeit ging in aller Stille vor sich. Ohne Abschied und ohne Dank holte Pestalozzi seine Anna aus dem Hause ihrer Eltern nach dem Hause seiner Mutter hinüber: man verabfolgte ihr ihre Kleider, ihr Klavier und den „Sparhafen“. Die Mutter entließ die Tochter mit der Warnung: „Du wirst mit Wasser und Brot zufrieden sein müssen.“

Der Hausstand.

Die Anspruchslosigkeit und stille Heiterkeit der jungen Frau, die Treue und der Erfindungsgeist ihres Gatten, und der Reichthum und die Tiefe des Gemüthes Beider schienen das harte Wort der Mutter zu widerlegen. Glücklicher Weise finden sich entschiedene Zeugnisse, daß die Vereinigung ihnen, wenigstens dem Herzen nach, das verhoffte Glück wirklich in vollem Maße gegeben hat. Es liegt bei den Brautbriefen ein Blättchen mit der Ueberschrift:

— „Einige Tage vor meiner Entbindung 1769“ — worin Anna, wofern sie bei der Geburt ihres Kindes sterbe, den Eltern ihren Dank ausspricht und sie um Verzeihung bittet. Wir theilen daraus den Anfang und das Ende mit. „Es wäre mir eine Bürde, die ich mit ins Grab nehmen würde, wenn ich nicht noch einige Zeilen an meine getreuen, liebsten Eltern zurücklassen würde. Diese Zeilen sollen zeugen von dem aufrichtigen Dank, den ich allezeit gegen Euch gehabt; allein niemals so stark und überzeugend empfand ich ihn, als in der Zeit, wo ich mit meinem geliebten Gatten gelebt. Meine lieben Eltern, es ist gewiß, ich habe die glücklichsten Tage in meinem Leben bei ihm genossen.“ — — — „Mit häufigen Thränen nehme ich den zärtlichsten Abschied von Euch, meine herzgeliebten Eltern, — Gott vergelte alle Ewre Treue. Lebet mein theures Pfand unserer Liebe, so anbefehle ich es Euch in Ewre Liebe — nebst seinem würdigen Vater — nehmet Beide von nun an als die Ewrigen auf. — Mein Freund verdient gewiß Ewre Liebe — laffet ihm Ewern Rath und Hülfe so wenig fehlen, als Ihr gethan hättet, wenn meinen Leib noch kein finsternes Grab bedeckt hätte. Ewre dankbare Manne.“ — In gleicher Absicht richtet sie auch ein Abschiedswort an ihren Gatten, wo es u. a. heißt: „Du hast ein redliches Herz — ach! redlicher als das meine war. Du weißt, wie manchen Kampf ich deswegen hatte. Dieses Herz übergieb Gott ganz und gar, und seinem Sohn, unserm Erlöser, werde von der Gewißheit der evangelischen Verheißungen überzeugt. Du

bist nicht für diese Welt geschaffen, mein Theurer! Laß sie, wenn Du ferner noch beunruhigt werden solltest, und sorge für Deinen unsterblichen Geist.“

Durch stilles Dulden und Tragen, Kämpfen und Entbehren rangen sich die Bewohner des „Neuhofs“ bis gegen Ende des Jahres 1775 hindurch, indem fortwährend neben der Landwirthschaft das Baumwollen=Spinnen und Weben betrieben wurde. Aus anderweitigen Familienpapieren ergiebt sich, daß zu jener Zeit die Schulden Pestalozzi's auf 15,000 Zürich=Gulden herangewachsen waren und ihn daher zu erdrücken drohten. So unwillig die Schwäger Schultheß über Pestalozzi's Unordnung und Unbelehrbarkeit waren, so hatten sie doch wieder theils Mitleiden mit der Noth ihrer Schwester, theils wollten sie, um der Ehre des eigenen Hauses willen, den Schwager nicht fallen lassen. Jakob und Heinrich, jener Arzt, dieser Kaufmann, nahmen es mit dem Geschäftsunkundigen scharf; Kaspar dagegen vermittelte. Die hingebende Frau unterhandelte daher mit den Creditoren und bewog sie zu einem Accommodement, in Folge dessen sich dieselben mit 36 pCt. begnügen wollten. Das Haus Schultheß zum Pflug und Pestalozzi's treue Mutter halfen dem Schwager und Sohn mit 4000 fl. zur Bezahlung der Creditoren. Um diesen neuen Verpflichtungen ein Genüge zu thun, begann Pestalozzi seine Armenschule. Auch diese mißlang und die Noth wurde noch größer. Mitten in dieser Noth raffte sich Pestalozzi zur Abfassung von Leonhard und Gertrud auf.

Wie ungestört in all diesen Prüfungen die Liebe und der Friede des Hauses blieb, geht aus dem ersten Briefe an den einzigen Sohn hervor, nachdem dieser, dreizehn Jahre alt, das Elternhaus verlassen hatte, und in das Pffeffel'sche Institut versorgt worden war.

„Erster Brief, den 16. Jenner 1783.

„Nun lieber Jaqueli —

Hier hast Du, was wir parat hatten — über acht Tage Mehreres. Wir sind gar nicht unruhig, daß Du fort bist; denn Mama und ich bitten nur Gott, daß Du aller der Güte und Liebe würdig werdest, die Du geniehest.

Um Gottes willen, Jaqueli,

Bet und arbeit — sei still, fleißig, bedächtlich, reinlich und gehorsam — gewöhne Dir die Unordnungen und Unanständigkeiten der häurischen Sitten ab — und lerne in allen Dingen mit Anständigkeit handeln. Du hast jetzt den Anlaß, wie er Dir in Deinem Leben nicht wieder kommen wird, wenn Du diesen nicht nuzest. Aber ich hoffe zu Gott, Du werdest mir das Unglück nicht zuziehen, daß Du diejenigen Menschen mit Ungehorsam betrübst, denen ich und Du so viel zu danken haben.

Mein Kind! Du bist auf Erden mein Alles — um Deinetwillen freut mich mein Leben, um Deinetwillen ist mir jede Arbeit leicht, um Deinetwillen habe ich mehr gelitten, als ich fast habe tragen mögen. Es steht jetzt an Dir, mich zu belohnen, mit Freud und Wonne zu belohnen für Alles, was ich an Dir gethan — oder aber

mein Leben unwiederbringlich elend zu machen. Denn das wird gewiß geschehen, wenn Du nicht mit Eifer und Fleiß Dich zu einem ordentlichen Beruf vorbereiten und zeigen wirst, daß meine Güte und die Schonung, die Du die Zeit Deiner Jugend genossen, nicht vergeblich gewesen, sondern daß Du ein bräuerer Junge bist, als diejenigen werden, welche in der Jugend mehr geplagt werden."

Aus den spätern Tagen des Glücks.

Glücklicher Weise haben sich in der gleichen Sammlung auch Brieffragmente von Frau Anna Pestalozzi aus ihres Mannes bester Zeit erhalten. Sie befand sich im Anfang des Jahres 1805 bei den Ihrigen in Zürich, wo sie längere Zeit unwohl gewesen war. Nachdem die Schwäger Pestalozzi in der Noth Hülfe geleistet, scheinen dieselben auf den Neuhof ein aufmerksames Auge gerichtet, und nach der Uebersiedlung Pestalozzi's nach Burgdorf und Ifferten das Gut in unmittelbare Verwaltung genommen zu haben. Denn wir werden aus einem folgenden Briefe sehen, wie Vater Schulthess und sein jüngster Sohn daselbst gestorben. So wurde durch die wohlwollende Theilnahme der Brüder Anna's Pestalozzi im Neuhof eine Altersruhe für seine späteste Zeit aufbewahrt, nachdem der früher unerwartete Ruhm des Schwagers auch für jene eine süße Ermunterung geworden. Niemand aber war dankbarer für diese glückliche Wendung der Dinge als die treue Anna.

Sie schreibt daher in dieser Zeit aus dem Vaterhause: „Hier ist Alles nur gut und sehr freundschaftlich. Aber wir haben nun gut — weil wir nicht mehr von den alten Sachen reden — und die — lasse ich nun gerne liegen.“ Bald darauf versetzt uns Anna in einem zweiten Briefe mitten in ihre Verhältnisse und läßt uns in die unergründliche Tiefe einer Liebe schauen, die Alles trägt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.

— — — „Ich weiß nicht, ob ich die erste bin, die Dir den Tod unsers I. Bruders Leonhard ankündet. — — So ist der, der der Jüngste von uns war, auch vorangegangen, der schwache aber gute Lieny. Es ist eine Beruhigung; und auch hier danken sie uns, daß er noch seine letzten Tage bei uns zugebracht und bei den Gebeinen seines und unsers Vaters ruhet. Custer *) betrug sich ausnehmend sorgsam und liebevoll gegen ihn. Er hat gewiß sein Gutes, obschon er ein wunderlicher Heiliger ist. Ach! wer ist nicht eigen — und wer schauet nicht auf sein eigen Interesse — Niemand — als Du, Guter! Wenn man Dir auch nur dafür dankte. Dein letzter Brief ist so müde und traurig, daß ich weinen mußte. — Mit Buß war es mir nicht unerwartet — sein Charakter war nie offen — dankbar aber ist's ja nicht. Ich komme bis jetzt nicht daraus, wie Du es im Institut anfangen willst. Ich sage nur: Sorge auch einmal für Dich selbst und uns und leihe Dein Ohr beiden klagenden Partheien. Nur zuerst thue Alles,

*) Der zweite Gatte von Pestalozzi's Schwiegertochter.

damit Dein angefangenes Werk nicht wanke, sondern im Flor bleibe. Kann meine Wenigkeit viel oder wenig leisten, so weißt Du, daß ich es für meine erste Pflicht achte. — Und was lebt Gottlieb?*) Küsse mir ihn — was hoffest Du von ihm? Ziehe ihn doch wozu er fähig ist, Lieber! nur zur Ordnung und einem sichern Broterwerb, wäre es eine Handarbeit.“

Es ist bekannt, mit welcher Liebe und Verehrung alle Glieder des Institutes an Frau Pestalozzi hingen. So lange ihm dieser klare Verstand, dieser heitere Muth, diese hingebende und fromme Treue zur Seite stand, wich der Segen nicht von seinem Haus und seinem Werk. Sie hatte immer wieder den Frieden Gottes in das stürmende und zweifelnde Herz zurückgeführt, und die Leidenschaft und den Unmuth durch Glauben und Hoffen beschwichtigt. Als Anna starb, da wußte Pestalozzi, daß sein Haus in seinen Grundfesten erschüttert sei. Sein liebster Gang in seinen Kämpfen und Schmerzen war unter die Bäume, wo sie im Grabe ruhte.

*) Der Enkel.

Nachwort.

Der Begründer des Zürcherischen Taschenbuches beschäftigte sich noch in seiner letzten Krankheit so angelegentlich mit der Fortsetzung desselben, daß er u. a. dem Verfasser obstehender Skizze den Wunsch zugehen ließ, er möchte noch einen kurzen Lebensabriß Pestalozzi's beifügen. Was dieser aus sich selbst nicht thun zu sollen glaubte, ward ihm durch den Wunsch des theuren Mannes zur Pflicht, und somit versucht er, dem Gedächtniß eines Theils der Leser mit einer Uebersicht der wichtigsten Punkte aus dem Leben Pestalozzi's zu Hülfe zu kommen.

Joh. Heinrich Pestalozzi war in Zürich geboren den 12. Juni 1746. Der früh verwittweten, besorgten Mutter half das treue Babeli in der häuslich ehrbaren Erziehung der Kinder. Da der Verwandten in der Stadt wenige waren, so wuchsen die Kinder in großer Zurückgezogenheit auf, was den ältern Knaben Heinrich bei seiner in sich gefehrten Art um so mehr scheu und unbeholfen machte, daher die Knaben ihm den Uebennamen „Heiri Wunderli von Thorliken“ anhängten. Indem die Mutter einer angesehenen Familie vom See angehörte, welche darum die Zurücksetzung der Landbevölkerung von Seite der Stadt um so tiefer empfand, schloß der oft in Richtersweil sich aufhaltende junge Pestalozzi mit seinen Sympathien sich dem Lande an und sog so frühe eine tiefe Abneigung gegen die Vorrechte der Stadt ein. Diese mehrte sich, als der heranreisende Jüngling in Wort und Schrift eine glühende Freiheitsliebe kund that und darum schon frühe Anstoß gab

und von oben herab als verdächtig angesehen wurde. Wohlwollenden ältern Freunden that es leid, daß sich der Jüngling gleich anfangs die Wahl des Berufes, da alle seine Wünsche auf Wirksamkeit im Staat giengen, erschwerte und sich die politische Laufbahn bald völlig verschloß. Daß des sterbenden Freundes Wort die Mahnungen der ältern Gönner bestätigte, war wohl der Grund, daß der Jüngling in dem neuen Lebensstadium, womit sich unsere Erzählung befaßte, mit politischen Gedanken so zurückhaltend war. Im Sommer des Jahres 1768 bezog er sein Gütchen im Aargau. Den 24. Juni 1769 führte er seine junge Frau in sein ländliches Haus ein. Der anfängliche Anschein seines Gelingens in der Landwirthschaft veranlaßte ihn zu weiterem Ankauf wohlfeiler Aecker und zum Bau eines theuren Hauses, seines „Neuhofs.“ Bekanntes Ungeschick, wozu ein Geschäftsführer kam, dem er sich zu sehr anvertraute, führte ihn nach wenigen Jahren an den Rand des Verderbens. Aus diesem sollte ihn ein neues Projekt, die Armenschule, retten. Allein so treu und tief und unermüdllich die Liebe war, die er für diese herrliche Schöpfung einsetzte, und so freudig edle Menschenfreunde dieses Unternehmen begrüßten und unterstützten, so machte doch die Ueberzahl der zur Mithülfe herbeigezogenen Leute den ökonomischen Erfolg unmöglich, und das hoffnungreich Begonnene nahm bald wieder ein trauriges Ende.

Von der Welt als ein unbrauchbarer Träumer verachtet, von wenigen Freunden erkannt, und nur von seiner Anna unwandelbar geliebt, giengen ihm mehrere Jahre unglücklich in Schmerz und Unruhe dahin, bis J. Caspar Füßli ihn im Jahre 1781 zur Abfassung von „Lienhard und Gertrud“ veranlaßte, welches der Basler Iselin ins Publikum einführte. Mit freudigem Erstaunen begrüßte sein Vaterland und so weit die deutsche Zunge reicht, dieses Buch und seine das Volk mit wunderbarer Liebe umfas-

senden Gedanken. Pestalozzi's Name wurde fortan mit Ehren genannt und es eröffneten sich ihm neue, glänzende Aussichten. Allein er war der Alte, wenn es galt, seine Entwürfe irgendwo ins Leben einzuführen. Es giengen zwanzig Jahre eines kümmerlichen Daseins dahin, welche er auf seinem geliebten, aber unfruchtbaren Neuhof verlebte, der seiner kleinen Haushaltung nicht den nöthigen Unterhalt bot, so daß die treue Anna oft lange Zeit von ihm entfernt bei Verwandten und Freunden zubringen mußte.

Endlich schien mit der französischen Revolution die Zeit gekommen zu sein, wo dem warmen Volks- und Freiheitsfreund mit seinen Ideen für die Gestaltung der Zukunft sich eine neue Laufbahn erschließen sollte. Was man von ihm erwartete, ist daraus zu ersehen, daß die französische Nation ihm das Bürgerrecht schenkte und ihn zur Mitarbeit für die Volkserziehung nach Paris rief. Er traute diesem Ruf und sich selber nicht; aber dem neu zu gestaltenden Vaterlande hätte er gerne sein Leben gewidmet. Die Freunde der Freiheit mißbrauchten den edeln Schwärmer und veranlaßten ihn zu politischen Kundgebungen, welche die Anhänger der alten Schweiz empörten, die Freunde betrübten, und den Partheigenossen die Möglichkeit benahmen, ihm ein öffentliches Amt zu verschaffen. An der Gränze des Greisenalters der letzten Hoffnung beraubt, thätig in die Begründung und Entwicklung eines neuen Staats- und Volkslebens einzugreifen, richtete sich Pestalozzi aus tiefster Erniedrigung erst jetzt an dem Gedanken auf: „Ich will Schulmeister werden!“

Dieser Entschluß führte ihn im Jahre 1798 in die Mitte der Waisen von Stanz, deren Eltern im Kampf für ihr Vaterland gegen die Franzosen gefallen waren. Bald verscheuchten ihn die Franzosen wieder von seinen Kindern weg; aber das selige Gefühl, das seine Seele erfüllte, während er als Vater und Erzieher diese armen Kinder um sich versammelt hatte, gab nun seinem ganzen

künftigen Leben Kraft und Freudigkeit. Nun war es ihm nicht zu wenig, in einer Hinterlassenschule in Burgdorf mit dem niedrigsten Schuldienste von vorn anzufangen. Pestalozzi war hier und sein ganzes Leben lang ein ungeschickter Lehrer. Aber sein heiliger Eifer, seine aufopfernde Liebe und die seelenvolle Behemuth, die in seinem Wesen lag, fesselte die Kinder an den häßlichen und unordentlichen Mann. In dieser Winkelschule erkannte ein tieferes Auge den Werth des Mannes in diesem neuen Beruf, und die Begeisterung, mit der Pestalozzi von der neu zu gründenden Volksschule sprach, machte ihn schnell zum Manne des öffentlichen Vertrauens. Mit der Beihülfe treuer und hingebender Mitarbeiter gelang ihm die Gründung eines Instituts im Schlosse zu Burgdorf im Jahre 1800. Der in der Anstalt waltende Geist der Liebe und der Eintracht erweckte das Erstaunen und Entzücken der Besucher, und die helvetische Regierung erklärte das Institut als eine öffentliche Nationalanstalt. Im Jahre 1804 siedelte das Institut nach Yfferten hinüber und gelangte bald zu europäischem Rufe. — Frau Pestalozzi, durch langes Mißgeschick verschüchtert, an äußere Bethätigung und energisches Eingreifen nie gewöhnt, nahm an den pädagogischen Bestrebungen wenig Antheil. Während Pestalozzi's Aufenthalt in Burgdorf war sie ferne. In Yfferten lebte sie zurückgezogen auf ihrem Zimmer; aber sie stand in ihrer Würde und heitern Milde bei Jedermann in hohem Ansehen, und an ihren Tisch geladen zu werden, rechneten sich Lehrer wie Zöglinge zur besondern Ehre an. Dagegen die Frau des früh verstorbenen Sohnes, die nachherige Frau Custer, durch Leiden gestärkt und gereift, griff kräftig ein und unterzog sich als liebende Tochter allen Sorgen und Mühen des Haushaltes.

Der Mann, welcher weder gehörig deutsch noch französisch sprach, keine Zeile orthographisch schrieb, in keinem Fache schulgerechten Unterricht ertheilen konnte, mit allem wissenschaftlichen

Studium und zunächst mit der Pädagogik früherer Zeit ganz unbekannt war, bildete gleichwohl durch die Großartigkeit seines Geistes und seiner Gesinnung, durch die heilige Glut seines Eifers und durch den Zauber einer sich selbst vergessenden Liebe — den Mittelpunkt einer Anstalt, wo eine Elite edler Menschen und geistiger, durch spätere bedeutende Leistungen bewährter Kräfte sich um ihn scharte, und wo aus allen europäischen Ländern und selbst aus fernen Welttheilen Zöglinge durch den Ruhm seines Namens herbeiströmten. Mit geheimer Besorgniß schaute indessen Frau Pestalozzi von ihrem stillen Thurmstübchen in diese bewegte Welt und ihr mannigfaltiges Getriebe hinein, und sie konnte sich der Zweifel und Einwürfe gegen ihren Gatten, bald im Scherz und bald im Ernste, nicht erwehren. Allein sie war es vorzüglich, welche durch eine gewisse stille Hohheit die Eintracht unter den gährenden Geistern aufrecht erhielt. Nach ihrem im Jahr 1815 erfolgten Tode brach dann der lange verhaltene Zwiespalt desto heftiger und unhaltbarer los und bereitete dem edeln Greise traurige Jahre und dem Institut den Untergang.

Pestalozzi selbst fühlte den Zerfall seiner Schöpfung weniger, weil er in den letzten Jahren alle Liebe und Kraft auf die Gründung einer Armenschule gewendet hatte. Leider entsprach auch diese eben so wenig seinem eigenen Vorbilde als den öffentlichen Erwartungen und löste sich auf.

Erschüttert von so vielen gescheiterten Versuchen und gebeugt von der Menge schmerzlicher Erfahrungen kehrte Pestalozzi im Jahre 1825 auf den Neuhof zurück; allein auch jetzt noch voll unerschöpflicher Liebe und großer Gedanken zum Besten der Menschheit. Seine letzte Kraft an Gut und Geist wollte er einer auf seinem Besizthum zu gründenden Anstalt widmen. Sein „Schwamengefang“ ist der Beweis seiner Geistesfrische im höchsten Alter.

Er starb den 15. Hornung 1827 und ruht unter einem bescheidenen Denkmal auf dem Kirchhofe zu Vitz.

Sein hundertjähriges Geburtsfest im Jahre 1846 wurde in der Schweiz und in Deutschland in einer Ausdehnung und mit einer Theilnahme als wahres Volksfest begangen, daß darin ein Zeugniß für die Größe des Mannes und die nachhaltige Wirksamkeit seiner Bestrebungen liegt.
